

SAMENSPENDE



Wer ist mein Vater?

Als Ben Norman 14 wird, treibt ihn diese Frage um. Die Antwort, auf die er stösst, bedroht nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch die Glaubwürdigkeit vieler Samenbanken.

Text: MICHAELA HAAS
Illustration: ALESSANDRO GOTTARDO

•••• in Traum von einem Mann: 1,93 Meter, 70 Kilo, blaue Augen, IQ 160. Er sieht aus wie eine Mischung aus Jim Carrey, Brandon Lee und Tom Cruise, jedenfalls seiner Selbstauskunft zufolge. Der Mann mit der Datenbanknummer 9623 ist ungewöhnlich athletisch, optimistisch, Christ, ein begabter Maler und Musiker, gar einer der «versiertesten lebenden Schlagzeuger». Der deutschstämmige Mann spricht vier Sprachen, ist auf dem Weg, Ingenieur zu werden, und dabei, versichert die Samenbank, auch noch so gesund wie ein Spitzensportler. Sein Vorbild: Nelson Mandela. Sein Lebensmotto: «Live Love».

Wendy Norman und ihr Sohn Ben breiten das 13-seitige Fax mit all diesen Informationen vor sich auf dem Couchtisch aus, Ben streicht immer wieder über das Papier. Darin steht alles, was Ben und Wendy Norman 14 Jahre lang über den Mann wussten, der Ben gezeugt hat. Wer ist dein Vater? Lange hatte Ben Norman darauf eine Antwort, die er ziemlich cool fand, weil er damit der Einzige in seiner Klasse war: «Ich habe zwei Mütter.» Inzwischen ist Ben siebzehn und die Antwort komplizierter geworden.

Als Wendy Norman, 51, vor rund 20 Jahren weg von ihrer streng mormonischen Familie aus Utah nach

Peachtree City bei Atlanta, Georgia zog, wollte sie mit ihrer Partnerin Janet unbedingt Kinder – und konnte ihr Glück kaum fassen: Nur zwanzig Kilometer entfernt sitzt das Hauptquartier von Xytex, einer der renommiertesten und ältesten Samenbanken der Welt. Xytex vermittelt Sperma in 35 Länder, ist einer der internationalen Marktführer. Laut Eigenwerbung sind ihre Sicherheitsstandards die strengsten der Branche. Die Firma hat auch Deutsche und Schweizer Kunden. «Jeder Spender zählt zu den Top-1-Prozent der gesündesten Männer», erklärt die Firma auf ihrer Website: «Niemand ist selektiver als wir.»

1998 entstand mit der Hilfe von Xytex der Junge Jonas (die Vornamen aller Kinder in diesem Artikel wurden auf Wunsch der Eltern geändert). Als Wendy und Janet 2002 ein zweites Kind wollten, war der erste Spender nicht mehr verfügbar. «Sie sagten, Spender würden nach zehn erfolgreichen Geburten nicht mehr eingesetzt», sagt Wendy Norman mit einem sarkastischen Zucken um die Mundwinkel. «Ich fand das damals ziemlich viel – also zu denken, dass mein Sohn vielleicht neun Halbgeschwister hat.» Nach drei erfolglosen Versuchen mit einem anderen Spender stiess die drahtige

Frau im Katalog von Xytex auf die Nummer 9623. Am meisten beeindruckte Norman der Essay, den jener Mann geschrieben hatte: Wenn sein Kind 18 werde, könne es ihn jederzeit über Xytex kontaktieren, er stehe für seine Nachkommen immer zur Verfügung. «Ich dachte, wer so offen ist, hat nichts zu verbergen», sagt Wendy Norman heute. Es klappte beim ersten Versuch. «So haben wir dich gekriegt», sagt sie und legt den Arm um ihren Sohn neben ihr auf dem beigen Ledersofa.

Mit 14 wollte Ben mehr wissen. An einem Abend im März 2017 setzte er sich an seinen Computer und googelte stundenlang all die Details aus der Selbstauskunft seines «Erzeugers», wie er den Mann nennt. Das Wort Vater kommt ihm nicht über die Lippen. Geburtsjahr 1976, Schlagzeuger, Ingenieursstudium. Viel zu viele Ergebnisse. Um zwei Uhr in der Nacht kam er auf die Idee, auch die Spendernummer einzugeben, 9623. Normalerweise brächte das nichts, da die Spender ja anonym sind. Nach diesem Spender aber hatten auch andere schon gesucht, und auch wenn Ben all diese Zusammenhänge noch nicht verstehen konnte, fand er dank der Spendernummer nun tatsächlich den Klarnamen – und damit schliesslich ein Bild. Was ihm da aus dem Internet entgegenstarrte, war ein Spiegel seiner selbst. Das dichte braune Haar, die schmale Nase, die sanften Züge. Es war ein Mugshot, also das Polizeifoto im Zuge einer Festnahme, in diesem Fall wegen eines Raubes. Nun hatte Ben zum ersten Mal ein Foto und einen Namen seines Vaters, Chris A. (Name der Redaktion bekannt) – und eine Verbrechenakte. «Das ist nicht das Erste, was du von deinem Erzeuger sehen willst», sagt Ben heute. Lange googelte er an jenem Abend weiter, stiess auf weitere Verhaftungen und fand ein Youtube-Video über psychische Erkrankungen, das sein Vater mit der Bemerkung kommentiert, er höre Stimmen und habe Schizophrenie.

Ben und Wendy Norman leben in einem penibel aufgeräumten, sonnenhellen Bungalow in einer der besten Gegenden von Peachtree City, mit Blick auf Wiesen und Wälder, die Wände in Türkis und Blau. Wer genau hinsieht, entdeckt die Umrisse der Löcher in Wänden und Türen, überspachtelt und übermalt, die Ben in seiner Wut mit Hammer, Fäusten und Messern geschlagen hat.

Die Wutanfälle begannen in der zweiten Klasse. Immer öfter rief die Lehrerin an, Ben kugele sich wieder auf dem Boden und sei nicht dazu zu bringen aufzustehen. In der dritten Klasse lief er aus dem Klassenzimmer, in die Wälder, die Polizei suchte ihn stundenlang mit einem Riesenaufgebot. Psychiater diagnostizierten die Hyperaktivitätsstörung ADHS und Depression, verschrieben Zoloft und Ritalin, Abilify und andere Pillen. «Ich erinnere mich an die Farben der Tabletten, aber nicht mehr an all die Namen», sagt Wendy. Im

Ben drohte, vom Hausdach zu springen, rutschte aus und brach sich beide Handgelenke. Die Verletzung schmerzte genug, dass er einer psychiatrischen Behandlung zustimmte

Alter von acht Jahren drohte Ben zum ersten Mal, sich umzubringen. Als er in die fünfte Klasse ging, trennte sich Wendy von Janet. Ihre neue Partnerin Stefanie, eine Kinderärztin, zog ein mit ihrem Sohn Peter, der nur ein Jahr jünger als Ben ist. Monate später fand Stefanie auf Bens Computer Suchanfragen: «Wie bringe ich meinen perfekten Stiefbruder um?» – «Wie bringe ich mich selbst um?»

Ben drohte, vom Hausdach zu springen, rutschte auf dem Dach aus und brach sich beim Sturz beide Handgelenke. Die Verletzung schmerzte genug, dass er einer psychiatrischen Behandlung zustimmte. Wendy Norman brachte ihren Sohn in eine Spezialeinrichtung für gefährdete Jugendliche. Dort setzten die Psychiater als Erstes alle Medikamente ab, und es ging Ben schlagartig besser. Wendy Norman sagt: «Heute wissen wir, dass bestimmte Psychopharmaka bei Kindern von Schizophrenen schwere Nebenwirkungen auslösen können. Ach, hätten wir das damals nur gewusst!»

Etwa zehn Prozent der Kinder eines schizophrenen Elternteils erben die Krankheit. Seit seiner Google-Entdeckung lebt Ben mit einem überlebensgrossen Fragezeichen: Bin auch ich schizophran? Bin ich deshalb so deprimiert und ängstlich? Oft werden die Symptome bei Männern erst mit Anfang 20 offenbar. Seine Psychologin sagte, es sei zu früh, eine Diagnose zu stellen, aber sie hat ihm eine Liste gegeben mit Symptomen, auf die er achten soll. Depression? Hat er. Angstzustände? Auch. Aber Stimmen hören, Halluzinationen, Narzissmus? Er schüttelt den Kopf. Das alles nicht.

Es ist schwer, diesen ruhigen, nachdenklichen und eloquenten Jugendlichen mit dem Wüterich in Einklang zu bringen, von dem seine Mutter erzählt. «Ich hasse

es, über diese Jahre zu sprechen», flüstert Ben mit gesenktem Kopf. «Ich war einfach nicht ich selbst.» Er träumt davon, Diplomat zu werden, am liebsten für die Vereinten Nationen. Aber mit dieser Krankenakte? Das ist auch der Grund, warum er seinen echten Vornamen nicht öffentlich machen möchte: Ein potenzieller Arbeitgeber könnte seinen Namen googeln. Wer würde ihn einstellen mit diesen Diagnosen – Depression, Angstzustände, womöglich Schizophrenie?

Der Spender mit der Nummer 9623 zeugte zwischen 2000 und 2014 mindestens 36 Kinder und bekam dafür mindestens 16 000 Dollar. Sein Motiv: «Kinderlosen Frauen helfen.» Das sagt er in einem Werbe-Interview der Firma. «Sie verkörpern, was Xytex überdurchschnittlich macht», lobt ihn da eine Xytex-Beraterin. Wendy Norman glättet noch einmal die Seiten mit der Selbstauskunft von Chris A. und schüttelt den Kopf darüber, dass man über jemanden kleinste Details wissen kann («Schuhgrösse 44. Blutgruppe A+. Ohrläppchen sind angewachsen») und doch das Wichtigste nicht.

Die Samenbank gibt an, sie habe das Blut des Spenders auf mehr als drei Dutzend Krankheiten getestet, darunter Sichelzellanämie, HIV und Syphilis. Sie untersuchte ihn aber nicht auf das, was er tatsächlich hatte: schwere Schizophrenie. Nummer 9623 bekam von Xytex eine Liste mit 143 Krankheiten und kreuzte bei allen Nein an. Herzschwäche, Allergien, Schizophrenie? Nein, nein, nein. Nur eine Zahnsperre gab er zu. Xytex glaubte ihm, ohne medizinische Unterlagen anzufordern. In Wahrheit war Chris A. wegen seiner Krankheit dauerhaft arbeitsunfähig – das war auch der Grund dafür, dass er sein Sperma verkaufte. Tatsächlich war er laut der Gerichtsakten, die später entstanden, schon 1999, im Jahr bevor Xytex zum ersten Mal sein Sperma anbot, zweimal stationär behandelt und mit einer bipolaren Störung, Schizophrenie und wahnhafter Selbstüberschätzung diagnostiziert worden. Natürlich arbeitete er auch nicht an seinem Dokortitel, wie er später angab. 2004 versuchte er zum ersten Mal, sich das Leben zu nehmen, 2005 kam er erstmals wegen Raubes ins Gefängnis – und all die Jahre spendete er zwischen seinen Krankenhaus- und Gefängnisaufenthalten weiter Sperma. Bis heute wirbt Xytex mit den Worten: «Eine Entscheidung, die dir ein Leben lang lieb sein wird. Schlaf gut, wohlwissend, dass du eine gute Wahl getroffen hast.»


Samenbanken, ob in den USA oder in der Schweiz, versichern, alles ihnen Mögliche zu tun, um die Gesundheit der Spender zu garantieren. Das Geschäft läuft gut: Immer mehr Mütter wollen Kinder später im Leben bekommen, wenn beide Partner nicht mehr so fruchtbar sind wie mit Anfang zwanzig, dazu kommen lesbische Paare oder Frauen, die ihr Kind allein bekommen wollen. In der Schweiz dürfen die Samenbanken nur verheiratete, heterosexuelle Paare begleiten; in den USA gibt es diese Beschränkung nicht. Wie fast alle

Reproduktionsmediziner riet auch Wendy Normans Frauenarzt davon ab, sich einen Spender im Bekanntenkreis zu suchen. Da seien Konflikte programmiert, die Risiken unüberschaubar. Die Firma Xytex wirbt damit, sie habe «die meistgetesteten und erfolgreichsten Spender». Alle durchliefen einen «ausführlichen, vielschichtigen Screening-Prozess, der ihre Persönlichkeit und ihr Verhalten evaluiert, genetische Tests, körperliche Untersuchungen und Hintergrundprüfungen». Wendy Norman seufzt: «Und wer kontrolliert das?»

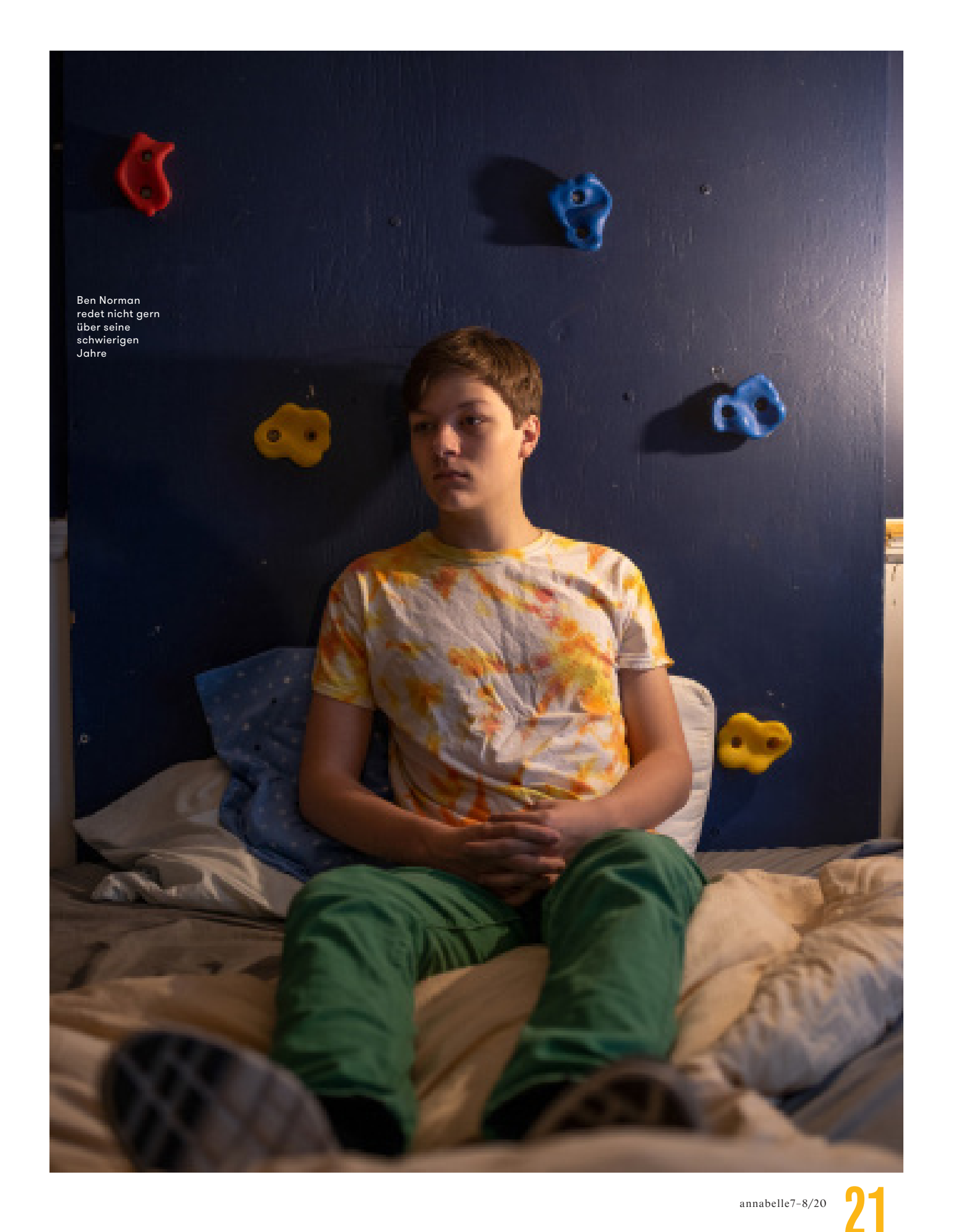
Tatsächlich sind die Samenbank-Kataloge weitgehend eine Wunschwelt, die kaum reguliert wird. «Wir sind so blind», sagt Angie Collins in Ontario, Kanada. Der Vater ihres zwölfjährigen Sohnes ist ebenfalls Chris A. Bisher hat Collins dem Jungen nichts von der Diagnose seines Vaters erzählt, aber sie hat sich entschlossen, an die Öffentlichkeit zu gehen, weil sie nicht möchte, dass es anderen Müttern, die nach Spendern suchen, so geht wie ihr: «Wenn Xytex von medizinischen Unterlagen spricht, dann meinen sie damit nur die Selbstauskunft. Es ist ein Blind Date, oder schlimmer noch als ein Blind Date, weil man den Menschen ja nie persönlich kennenlernt.» Samenbanken werben mit den perfekten Vätern – überdurchschnittliche IQs, Genies, Spitzensportler. Von der Xytex-Website lachen knuddelige Babys und fabelhaft sympathische Kerle, mit denen man sich sofort ein Rendez-vous oder ein Kind verabreden möchte.

In Wahrheit prüfte Xytex weder Kranken- noch Polizeiakten. Das müssen Samenbanken auch nicht, bis auf einige vorgeschriebene Tests für Infektionskrankheiten wie etwa HIV lassen ihnen die Gesetze in den USA freie Hand. Natürlich kann man nie alles über einen Menschen wissen, nie alle Krankheiten ausschliessen. «Aber eine einfache Hintergrundprüfung hätte gereicht, um seine kriminelle Geschichte zu entlarven», sagt Wendy

In Wahrheit
war Spender
Chris A. wegen
schwerer
Schizophrenie
arbeitsunfähig –
das war auch der
Grund dafür, dass
er sein Sperma
verkaufte

A woman with short, light-colored hair is shown from the waist up, wearing a white button-down shirt and dark trousers. She is looking off to the right with a thoughtful expression. The background is a solid, deep blue. The lighting is soft, highlighting her face and the texture of her shirt.

«Chris A. ist
selber ein Opfer»,
sagt Wendy
Norman über den
Samenspender

A young man with short brown hair is sitting on a bed. He is wearing a white t-shirt with a yellow and orange floral pattern and green pants. He has a serious expression and is looking slightly to the left. The bed has a blue pillow with white stars and a white blanket. The wall behind him is dark blue and has several colorful climbing holds (red, blue, yellow) attached to it. The lighting is soft, coming from the side.

Ben Norman
redet nicht gern
über seine
schwierigen
Jahre

Norman. «Stattdessen kam er frisch aus dem Gefängnis, brauchte Geld und ging einfach wieder Sperma spenden. Und woher weiss Xytex, dass er einen IQ von 160 hat? Haben sie ihn getestet? Haben sie sich wenigstens seine Uni-Abschlüsse zeigen lassen? Natürlich nicht.»

Die Geschichte der künstlichen Befruchtung begann schon mit einem Betrug: Der umstrittene Samenspende-Pionier Berthold Wiesner betrieb in den Vierziger- und Fünfzigerjahren eine Fruchtbarkeitsklinik in London. Weil sein Geschäft als anrühlich galt, fand der Österreicher nicht genug Spender und spendete deshalb regelmässig selbst, ohne seinen Patientinnen die Wahrheit zu sagen. Ihm werden bis zu 600 Nachkommen zugeschrieben, damit wäre er wohl der kinderreichste Mann der Welt. Erst seit Millionen von Menschen per Speichelprobe für 99 Dollar ihre DNS bei Plattformen wie «23andMe» analysieren lassen, weil sie sich davon neue Informationen über Gesundheitsrisiken oder ihre Vorfahren versprechen, wird manchen klar, dass sie Dutzende Halbgeschwister haben.

Es gibt in Amerika und in den meisten europäischen Staaten bis heute kein Gesetz, das verlangt, die Aktivität eines Spenders auf eine bestimmte Zahl von Nachkommen zu begrenzen; in der Schweiz dagegen ist die Zahl auf acht begrenzt, und Schweizer Samenbanken dürfen den Samen auch nur fünf oder mit Fristverlängerung höchstens zehn Jahre verwenden. «Wir haben strenge Kontrollen,» sagt der Reproduktionsmediziner Peter Fehr von der OVA IVF Clinic in Zürich. «Wenn es mal neun Kinder werden, vielleicht weil die letzte Empfängerin Zwillinge bekommt, müssen wir das der kantonalen Gesundheitsbehörde melden.» Aber auch hierzulande gibt es keine Informationspflicht, wenn ein Spender weiss oder erfährt, dass er eine erblich bedingte Krankheit hat. Die Samenbanken müssen auch nicht über Halbgeschwister informieren, etwa um zu verhindern, dass zwei Geschwister eine Liebesbeziehung eingehen. «Im Durchschnitt behandeln wir drei oder vier Paare mit einem Spender, damit schränkt sich das ein», meint Fehr.

Ben findet am verstörendsten, dass er mindestens 35 Halbgeschwister hat. Die meisten sind jünger als er, die jüngsten wohl erst drei und vier Jahre alt. Vielleicht wird er einmal den Kontakt zu ihnen suchen, wenn sie älter sind. «Was ist mit dem Versprechen, dass jeder Spender nicht mehr als zehn Kinder zeugt?», fragt Wendy Norman in die sonnenstille Frühlingluft hinein. «Woher wollen sie das überhaupt wissen? Sie haben mir das Sperma geschickt und mich dann nie wieder kontaktiert. Sie wissen ja gar nicht, ob ich ein Kind bekommen habe.»

Was ist ein Vater, der nie in Erscheinung tritt? Ein Tropfen DNS? Ein Genpool? Was hat Chris A. vererbt ausser seinen blauen Augen? Bens Bruder Jonas, er ist

21, hat nie nachgeforscht, wer ihn gezeugt hat. «Ihr seid meine Familie», sagt Jonas zu Ben, Wendy, Peter und Stefanie. Punkt. Mehr will er nicht wissen.

Viele andere inzwischen schon. In den vergangenen beiden Jahren wurden wegen des Samenspenders Nummer 9623 mindestens 13 Klagen gegen Xytex eingereicht. Die Familien werfen Xytex Betrug, Fahrlässigkeit und irreführende Werbung vor. Wendy Norman überliess die Entscheidung ihrem Sohn, und der wollte erst nicht vor Gericht ziehen: «Das fühlt sich an, als sei ich ein defektes Produkt.» Bens Mutter sitzt stumm neben ihm auf dem Sofa, als er diesen Hammersatz sagt, sie hört ihn wohl nicht zum ersten Mal. Im Gespräch betont sie wieder und wieder, wie «wahnsinnig schlau» ihr Sohn sei, wie er letztes für den Debattierclub an der Schule einen so klugen Essay geschrieben habe, wie sie es selbst nie könnte, wie sie ihn oft bei Entscheidungen um Rat frage – als wolle sie ihm mit jedem Kompliment einen Schuss Selbstbewusstsein injizieren.

Ben entschied sich dann doch dafür, mit seiner Familie zu prozessieren – ohne Erfolg. In Georgia, wo Xytex seinen Hauptsitz hat, haben die Gerichte jede Klage verworfen, auch die der Normans. In anderen Staaten hatte die Rechtsanwältin Nancy Hersh mehr Erfolg: In San Francisco, Kanada und Texas erstritt sie für Eltern immerhin aussergerichtliche Entschädigungszahlungen. Über die Höhe dürfen die Beteiligten nicht sprechen, aber Andeutungen nach decken die Summen wohl nicht einmal die unmittelbaren psychiatrischen Betreuungskosten. Dabei stehen die Fakten ausser Frage. Neben Ben zeigt noch ein Junge, der ein Sohn von Chris A. ist und in Texas lebt, Symptome einer psychischen Krankheit, die meisten anderen Kinder sind noch zu jung, um sie zu evaluieren. Die Richter eines Berufungsgerichts in Georgia befanden im November 2017, das Verhalten von Xytex sei «unverantwortlich, moralisch verwerflich und abscheulich, und

Alles nicht
illegal. Denn die
Mütter hätten
das Kleingedruckte
lesen müssen.
Da steht, dass
Xytex die Kranken-
geschichten
der Spender nicht
prüft

Erstaunlicherweise
sind die Familien,
mit denen wir
gesprachen haben,
nicht wütend
auf Chris A.
“Er hat mir die
Liebe meines
Lebens geschenkt”,
sagt etwa
Angie Collins

sorgte ohne Zweifel für schwere emotionale Schäden». Das Gericht sah sogar Anhaltspunkte dafür, Xytex-Mitarbeiter hätten Chris A. beim Verschönern seiner Akte geholfen, indem sie ihm rieten, einen höheren IQ anzugeben, da sich gebildete Samenspenden besser verkaufen. Aber, und das ist der Punkt, über den Gerichte nun einmal zu urteilen haben: alles nicht illegal. Denn die Mütter hätten das Kleingedruckte lesen müssen. Und da steht, dass Xytex die Krankengeschichten der Spender nicht prüft.

Angie Collins war die Erste, die Xytex 2015 verklagte, und die Wut ist der resoluten Lehrerin immer noch anzumerken: «Du kannst deinen Gemüselieferanten verklagen, wenn er eine Tomate falsch deklariert, aber ein Mensch darf sich als etwas ausgeben, das er nicht ist, und es gibt keine Konsequenzen?» Weil Xytex die Spenden auch exportiert, fordert sie international verbindliche Richtlinien. «Die Samenbanken interessieren sich nur dafür, gesunde, bewegliche Spermien zu haben, die sich gut verkaufen. Alles andere ist ihnen egal.»

Ein Richter in San Francisco erklärte 2017 im Verfahren gegen Xytex, das Versagen der Samenbanken sei eigentlich kein Fall für die Gerichte, sondern für die Gesetzgeber: «Die Gesetze haben mit der medizinischen Entwicklung nicht Schritt gehalten.» Xytex beteuert seit Frühjahr 2019, es prüfe nun Führungszeugnisse sowie «relevante medizinische Unterlagen» und lasse sich Universitätsabschlüsse vorlegen. Xytex hat alle Interviewanfragen von Journalisten abgelehnt, auch unsere Bitte um eine Stellungnahme zum Fall Chris A. Anfragen der Anwältin Nancy Hersh und betroffener Familien liess Xytex ebenfalls unbeantwortet.

Hat Ben je daran gedacht, seinen Vater zu kontaktieren? Ben zögert, verzieht das Gesicht. «Dieser Chris-Kerl – ein Teil von mir will ihn fragen, wie es ihm geht,

wie er sich mit all dem fühlt. Und ein Teil von mir will das gar nicht.» Seine Psychologin hat ihm abgeraten. «Es ist merkwürdig zu wissen, dass er nicht weit weg lebt, in Athens, etwa 100 Kilometer Luftlinie», sagt Ben. Aus Gerichtsakten geht hervor, Chris A. sei instabil, wütend auf die Samenbank und die Kläger, die seinen Klarnamen in die Öffentlichkeit getragen haben. Die Anwältin Nancy Hersh hat mit ihm gesprochen. Sie hat auch ihn verklagt, aber nur, um an seine medizinischen Unterlagen zu kommen.

«Bei ihm ist ja nichts zu holen», sagt sie. «Was soll ich ihn vor Gericht zerren?»

Erstaunlicherweise sind die Familien, mit denen wir gesprochen haben, nicht wütend auf Chris A. Wendy Norman betont immer wieder, dass Ben ein Wunschkind gewesen sei und die Diagnose seines Erzeugers ihrer Mutterliebe kein Quäntchen nehme. Tausend Kilometer weiter nördlich blickt Angie Collins zärtlich auf ihren Sohn und sagt: «Er hat mir die Liebe meines Lebens geschenkt.» Wendy Norman, Angie Collins und Nancy Hersh sagen unabhängig voneinander den wortgleichen Satz: «A. ist selbst ein Opfer.»

Das Geheimnis von Chris A. wurde überhaupt nur entdeckt, weil Xytex einen Fehler gemacht hatte. Die Firma richtete 2014 ein Online-Forum für Klienten und Spender ein. Auch A. meldete sich an, und in den ersten Tagen waren durch einen technischen Fehler alle E-Mail-Adressen sichtbar. So reimten sich einige Mütter den Namen des Spenders Nummer 9623 zusammen, suchten im Internet und fanden das Video auf Youtube, unter dem er seine Schizophrenie erwähnt und erzählt, er höre Stimmen. «Die ganze Welt stand still», sagt Angie Collins über den Moment, an dem «mein Traum zum Albtraum wurde». Weil Xytex selbst das Datenloch verschuldet hatte, bekam auch A. eine Entschädigung.

Und nur weil sein Name die Runde gemacht hatte und die ersten Klagen schon eingereicht waren, stiess Ben Norman bei seiner nächtlichen Google-Suche auf das Foto, den Namen und die Geschichte. Das ist es, was Wendy Norman am meisten erbost: «Wir sässen sonst immer noch hier und hätten keine Ahnung.»

Samenspenden sollen Leben schaffen. In diesem Fall haben sie es auch erschwert. Inzwischen vertritt Nancy Hersh zwei Familien in der Klage gegen eine andere Samenbank, die einen schwer autistischen Spender vermittelt. Hersh zufolge hätte auch hier eine einfache Google-Recherche gereicht, um den Spender als autistisch zu identifizieren. «Die Mutter war eine erfolgreiche Bankmanagerin, die nun zu Hause bleibt, um ihre beiden schwer autistischen Kinder zu versorgen», sagt Hersh. «Der emotionale, körperliche und finanzielle Schaden ist gar nicht aufzurechnen. Ein tragischer Fall.»

Wäre so etwas auch in der Schweiz denkbar? Ganz ausschliessen kann das Peter Fehr nicht. Auch Schweizer Samenbanken fordern keine Führungszeugnisse an, und

sie müssen Spender nur auf übertragbare Infektionskrankheiten untersuchen, alle weiteren Tests sind freiwillig. Auch in der Schweiz verlassen sich die Samenbanken auf die Selbstauskunft, sie fordern nur in Ausnahmefällen medizinische Unterlagen an, wenn sie im Interview mit einem potenziellen Spender misstrauisch werden. «Ich persönlich lege Wert darauf, dass ich jeden Spender persönlich kennenlerne,» sagt der Gynäkologe, dessen Kinderwunschklinik jedes Jahr etwa mit 30 bis 50 Spendern arbeitet. «Wir müssen das Gespräch mit den Spendern protokollieren, da ist die Hemmschwelle höher, jeden aufzunehmen.» Auch die OVA IVF Clinic fordert normalerweise keine Zeugnisse oder Studiendiplome an, «aber ich traue mir das zu, im Gespräch zu merken, wenn einer merkwürdig ist», meint Fehr, der seit 1994 als Reproduktionsmediziner tätig ist. Dann würde er in Einzelfällen schon mal fragen, ob er mit dem Hausarzt Kontakt aufnehmen dürfe, und wenn ein Bewerber das ablehne, werde er nicht angenommen. «Ausserdem fragen wir, ob ein Mann Militärdienst gemacht hat. Ein Mann mit einer schweren psychischen Störung wird nicht diensttauglich sein.» Fehr betont, dass die OVA IVF Clinic mehr Tests macht als gesetzlich vorgeschrieben. Zusätzlich zu Infektions- und Geschlechtskrankheiten wie Hepatitis, HIV und Syphilis testen seine Klinik und das Unispital Basel auch auf zwei der häufigsten genetisch vererbaren Krankheiten, die cystische Fibrose, weil einer von 25 Männern Träger ist, und die spinale Muskeldystrophie mit einem Träger unter 75 Männern. Theoretisch könnten also auch Männer mit Schizophrenie, Autismus oder anderen schwer diagnostizierbaren Krankheiten angenommen werden. «Wir hatten das schon, dass ein Mann eine depressive Störung hat, der kommt in einer guten Phase als Spender und kündigt den Vertrag dann einfach. Aber dass uns einer wirklich getäuscht hat, glaube ich nicht.»

Seit 2001 haben Kinder in der Schweiz immerhin das Recht, die Identität des Samenspenders zu erfahren, sobald sie 18 geworden sind.

Der finanzielle Anreiz, wie es ihn für Samenspenden wie Chris A. in den USA gibt, ist in der Schweiz kaum vorhanden. «Wir zahlen einmalig 2000 Franken,» verrät Fehr, «das ist eine Aufwandsentschädigung, denn dafür muss ein Spender acht bis zehn Mal in die Klinik kommen. Andere zahlen deutlich weniger.» Christian De Geyter, Reproduktionsmediziner am Unispital Basel, etwa sagt, seine Klinik zahle maximal 500 Franken.

Anfälliger hält Fehr das System bei Schweizer Samenbanken, die Samen aus dem Ausland einkaufen und bei unverheirateten oder lesbischen Frauen mit Kinderwunsch, denn die können in der Schweiz legal keine Samenspende von den lizenzierten Kliniken bekommen und bestellen dann oft Sperma aus dem Ausland.

Wäre so etwas in der Schweiz auch denkbar? Ganz ausschliessen kann das Reproduktionsmediziner Peter Fehr nicht: «Wenn es um das Geschäft geht, finden Menschen immer einen Weg»

«Meine Aufgabe ist es, diesen Frauen die bestmögliche Lösung zu bieten,» sagt Fehr. «Wenn ich sie ins Internet schicke, da gibt es die abstrusesten Dinge. Ich habe Adressen in Skandinavien oder Spanien, da weiss ich, dass sie medizinisch korrekt versorgt werden. Ich darf sie zwar hier beraten und sogar Ultraschallkontrollen machen, aber wenn ich sie dann nach Spanien schicke, hat das Kind keinen Zugang zu den Spenderdaten.» Auch die Frauen haben über die Spender weniger Informationen. «Auch wenn sie sich Samen aus dem Ausland liefern lassen und eine Selbstinsemination machen, dann weiss man das natürlich nicht. Wenn es um das Geschäft geht, finden Menschen immer einen Weg.»

Erst vor kurzem machte ein 48-jähriger Schweizer Schlagzeilen, der sich damit brüstet, in den letzten 11 Jahren 80 bis 100 Kinder gezeugt zu haben. Anfangs spendete er einer offiziellen Samenbank, seitdem bietet er sich privat an, unentgeltlich über das Internet. Er sagt, er bringe dann auch HIV-Tests mit, aber Fehr betont, dass solche Tests wegen der Inkubationszeit wenig Sicherheit bieten. «Wir machen das so, dass wir die Tests auf HIV, Syphilis, und so weiter nach sechs Monaten wiederholen. Bis dahin sind die Spermien quasi wie in einer Quarantäne, erst dann werden die Proben freigegeben.»

Ums Geld geht es Wendy Norman nicht. Die Ingenieurin verdient gut bei einem grossen Beleuchtungshersteller. Natürlich wäre es ihr recht, einen Teil der Kosten für die psychiatrische Betreuung wiederzubekommen, aber ihr eigentliches Anliegen, sagt sie, sei ein anderes: Sie will, dass Xytex alle Empfänger des Spermas von Chris A. informiert. Und dass Empfänger überhaupt benachrichtigt werden, sobald ein Spender neue

Informationen über Erbkrankheiten erhält. Aber die Firma kann dazu nicht gezwungen werden. «Bei jedem Kaffee müssen Grundinformationen draufstehen, die Zutaten, das Erzeugerland und so weiter», sagt Norman. «Aber bei Kindern soll das anders sein?» Wenn Eltern oder ältere Kinder sich nicht von sich aus in den Facebook-Gruppen oder Spendenkinder-Datenbanken anmelden, um Kontakt zueinander zu suchen, ist es gut möglich, dass sie bis heute nichts über den Gesundheitszustand ihres Samenspenders wissen.

Norman hat sich ausführlich über Schizophrenie informiert, über Frühintervention, Medikamente, die Gefahr von Cannabis, das nun in vielen Teilen der USA legal ist. «Du darfst nie einen Joint rauchen! Keinen einzigen!», beschwört sie Ben. Sie fürchtet, die Droge könnte eine Psychose auslösen. Sie und Ben wissen, dass Schizophrenie unheilbar, aber gerade bei früher Intervention gut in den Griff zu bekommen ist. «Aber stellt euch vor, es gibt Eltern, die von der Diagnose nichts wissen!»

Laut den Gerichtsakten winden sich die Xytex-Rechtsanwälte. Sie erklären, man könne zum Schutz der Privatsphäre keine medizinischen Diagnosen bekanntgeben. Keine der Klagen gegen Xytex war erfolgreich. Auf der Xytex-Website steht inzwischen, sollten neue gesundheitliche Informationen über einen Spender auftauchen, würden alle Klienten informiert, die von ihm Sperma bekommen haben. De facto ist das im Fall Chris A. aber nicht passiert.

Vor Kurzem hat Xytex ein weiteres Versprechen auf seine Website gestellt: «Wir verpflichten uns, die transparenteste Samenbank in der ganzen Branche zu sein.» Darauf angesprochen, macht Angie Collins ein Würgegeräusch, als müsste sie sich übergeben. Tiefer Atemzug. «Wenn das die transparenteste sein soll, was machen dann erst all die anderen?» •